

Archäologie phrygisch- montanistischer Siedlungen

Peter Lampe

Wer nach der Geschichte des Christlichen fragt, blättert in literarischen Erbschaften. Die Hand auf Inschriften und andere archäologische Steine legen Forscher seltener. Doch das Tasten lohnt. Jährlich geben frische Ausgrabungsstätten hunderte neuer epigraphischer Zeugnisse besonders im Mittelmeerraum frei, die an Reiz gewinnen, je intensiver sie mit dem literarischen Erbe ins Gespräch gebracht werden, um das Christliche im Kontext der Alltagssituation nichtchristlicher Kultur oder sozialer Milieus zu sehen, die in den literarischen Quellen, oft von sozial Arrivierteren verfasst, nur gebrochen gespiegelt werden. Theologie in Lebenssituationen wahrzunehmen, bleibt ein – nicht zuletzt auch für die Hermeneutik – fruchtbares Unterfangen.

Da Archäologie auf den *locus* bezogen ist und dieser selten einen Kulturkreis spiegelt, bearbeitet der Archäologe niemals nur das Christliche an einer Stätte. Er wird vielmehr alle Schichten der Kulturhistorie gleich aufmerksam dokumentieren. Das gilt auch für die antiken montanistischen Siedlungen meines Projektes, das ich seit mehreren Jahren in Phrygien führe und welches MitarbeiterInnen aus verschiedenen Wissenschaftsdisziplinen unter ein – zuweilen auch wört-

lich zu verstehendes – Zeltdach stellte.

Was mag heutige Theologie-Interessenten auf antike montanistische *Sites* neugierig machen? Gegenwärtig schreiben auf dem Globus charismatische Kirchen die rasantesten Wachstumsraten; sie mausern sich zur prominentesten Form des Christentums – ungeachtet dessen, was Westeuropäer vor der Haustür wahrnehmen. Der Montanismus mit seinen charismatisch-ekstatischen Ausdrucksformen stellt einen frühen Vorfahren dieser heutigen Kirchen dar. Vor- wie Nachfahren eint der Glaube, dass ein lebendiger Gottesgeist immer wieder neu Offenbarungen eingibt und heilend wirkt, Gott mithin nicht nur in der von Amtsträgern interpretierten Tradition begegne.

Von zeitgenössischen Gegnern als die „Phrygische Ketzerei“ beschimpft, blühte der Montanismus von der Mitte des 2. bis zur Mitte des 6. Jh. in Phrygien mit Pepouza als heiligem Zentrum. Dort residierte der Patriarch der Bewegung, und ein Schrein zog Wallfahrer aus dem gesamten Römerreich an, der Schrein der Gründerpropheten Priscilla, Maximilla und Montanus.

Die Bewegung breitete sich von Pepouza aus. In Temenothyrai (Uşak), einen flinken Tagesmarsch nördlich Pepouzas, gedieh im frühen 3. Jh. eine montanistische Gemeinde, die ihre Grabsteine in einer lokalen Steinmetzwerkstatt in Auftrag gab. Im unweit östlich Pepouzas gelegenen Neo-Sebaste florierte eine montanistische Gemeinde mit einem hochrangi-

gen Würdenträger (*Koinonos*) an der Spitze. In Kleinasien fand der Montanismus den Weg bis nach Ancyra (Ankara), stieß vor bis nach Nordafrika, bis nach Rom. In Konstantinopel fasste er Fuß. Für eine Weile sah es so aus, als habe diese charismatische Form des Christentums eine Chance, zu einer herrschenden Version des christlichen Glaubens zu werden. Doch Widerstand regte sich. Schauer jagte den Kirchenvätern die ekstatische Form des Prophezeiens über die Haut, die in der Kirche längst nicht mehr üblich war. Den Geruch paganen Orakelwesens meinten sie an den Kleidern des ehemaligen Apollopriesters Montanus und der ihm Nachfolgenden zu wittern. Querverbindungen zwischen ekstatischem Kybelekult und Montanismus wurden vermutet. Die übertrieben rigoristische Ethik, die Ekstase mit Askese verband, stellte den Pragmatikern die Haare zu Berge, zu schweigen von dem montanistischen Traum eines himmlischen Jerusalems: Auf die Hochebene zwischen Pepouza und dem nahen Tymion werde sich die himmlische Stadt im Eschaton herabsenken.

Ärger erregte die frauenemanzipatorische Haltung der neuen Bewegung. Prophezeiend und lehrend standen Frauen den Männern in nichts nach. Die Montanisten waren sich nicht einmal sicher, ob Christus als Frau oder Mann am Ende der Zeit wiederkehren werde. Als die weniger frauen- und geistbegeisterten Christen sich von den Montanisten abgrenzten, und diese eigene Kirchenstrukturen aufbauten, begannen Priesterinnen und Bischöfinnen in der montanisti-

schen Bewegung zu amtieren. Sie trugen der traditionell starken Rolle der Frau in Kleinasien Rechnung; zugleich belebten sie das Gleichheitsideal der Urchristen (Galater 3,28), das spätestens seit dem beginnenden 2. Jh. unter das Räderwerk akzelerierender Patriarchalisierung und Ämterhierarchisierung geriet. In der Radikalität, mit der sie den Gleichrang der Geschlechter lebten, eilten die Montanisten ihrer Zeit weit voraus. Bischöfe und christliche Kaiser verbrannten ihre Bücher, stellten ihnen nach. Ums Jahr 550 wurde der montanistische Kirche in ihrem Zentrum Pepouza der Garaus gemacht. Die orthodoxe Kirche hatte fortan allein das Sagen in der Stadt, unterhielt dort auch ein ansehnliches Kloster. Im letzten Millennium fiel Pepouza in den Dornröschenschlaf.

Als Phantasten kommen uns Nachgeborenen antike Propheten entgegen. Doch bedarf es immer wieder prophetischer Spinner, die die Kraft besitzen, sich aus dem Status quo herauszudenken und gedankliche Gegenwelten zu bauen. Nicht von ungefähr sollte das montanistische Neue Jerusalem auf einer kaiserlichen Domäne landen und diese im wahrsten Sinne des Wortes „platt machen“. Wie eine Inschrift verrät, stöhnten die in Tymion lebenden Kleinbauern der Domäne über illegale Abgaben und rüdes Behandeln. Ökonomisch und menschlich Gestressten bot sich die ekstatische Religiosität als Ventil an. Prophetie, wilde Glossolie und eschatologisches Hoffen erleichterten, das Leben zu tragen. Kreative Spinner, prophe-

tisch Zukunft entwerfend, akzeptieren selten das Bestehende als beständig.

Nach den verschollenen Orten Pepouza und Tymion fahndeten Gelehrte wie Sir William Ramsay seit dem 19. Jh. vergeblich. Es gelang ihnen, ein geographisches Fenster einzugrenzen, in dem Pepouza gelegen haben musste. In der antiken Literatur finden sich eine Reihe Fingerzeige versteckt – etwa der, dass Pepouza jenes byzantinische Kloster beherbergte, dessen Abt 787 auf dem zweiten Konzil von Nicea auftrat. Vor ein paar Jahren arbeitete ich zusammen mit meinem australischen Kollegen William Tabbernee im genannten geographischen Fenster. Im Ulubey Canyon südlich Uşaks entdeckten wir eine bislang in der wissenschaftlichen Welt unbekannte Polis und in deren Nähe, in die Canyonwand geschlagen, die Reste eines dreistöckigen Felsenklosters mit über 63 Räumen, einer Kapelle, einer abseitigen Küche. Byzantinische Kreuzesgraffiti zieren die Wände. In der am Boden eines Refektoriums erhaltenen Kulturschicht geben Tierknochen über den Speisezettel Auskunft. Der Klosterfund zeigt im Verein mit zahlreichen anderen Indizien, dass hier die bislang beste Identifizierung des antiken Pepouza gelang. Kein anderes Monasterium solchen Ausmaßes lässt sich in jenem Gefenster ausmachen, lediglich kleinere Eremitagen flussauf- und abwärts, abseits jeglicher Stadtsiedlungen. Ein unserem Kloster vergleichbares findet sich erst wieder hundert Kilometer entfernt. Im Zuge unserer archäologischen Kampagnen seit der Entde-

ckung – in der Pepouza-Region, im Kloster, in der Canyonsiedlung und darüber hinaus – gelang es, eine Reihe weiterer antiker Siedlungen aufzuspüren sowie Tymion zu identifizieren: wenige Kilometer nördlich Pepouzas.

In Tymion wurde seit über 3200 Jahren gesiedelt. Im Römischen und Byzantischen Reich blühte Tymion als Landstädtchen. Die dort unter Schikanen stöhnenden Pachtbauern der Domäne setzten zu Beginn des 3. Jh. eine Petition an Septimius Severus auf. Der Kaiser ließ zurückschreiben, dass sein Procurator sich des Missstands annehmen werde. Die bilingue Inschrift des Kaiserreskripts fand sich unweit Tymions an einer antiken Weggabelung (jetzt im Museum Uşaks).

Pepouza wurde von der hellenistischen bis in die byzantinische Zeit, bis wenigstens ins 10. oder 11. Jh. hinein bewohnt. Bereits prähistorische Gruppen siedelten im nahen Umkreis. In der römischen Blütezeit, als Pepouza zum Zentrum des Montanismus aufstieg, umfasste das Stadtgebiet zusammen mit der Nekropolis über dreißig Hektar. Geomagnetische Prospektionen und Bodenradar zeigen zahlreiche Gebäudestrukturen unter der Erde, darunter einige monumentālere öffentliche Bauten, eine Agorafläche. Oberirdisch wurden archäologische Strukturen großer Zahl dokumentiert, Häuser, drei römische *Villae Rusticae*, Reste einer Befestigungsanlage, ein Brückpfeiler, ein Nymphaeum, marmorne Architekturfragmente wie Türschweller, Säulen, Gullis.

Das antike Wegesystem wurde erforscht, ein Aquäduktsystem, zwei Marmorsteinbrüche der Domäne, auch ein monumentaler Graffito in der Canyonwand entziffert. Unter den Kleinfunden fällt ein Keramik-Brotstempel auf, mit dem Kreuze in den Teig eucharistischen Brotes geprägt wurden (5./6. Jh.). Der Stempel bildet ein *panis quadratus* ab, ein rundes Brot, das durch Brechen geviertelt wurde. Auch einige Grabsteine der Region bilden im Relief diese Form eucharistischen Brotes ab.

Seit Sir William Ramsay, zu Pferde in Phrygien unterwegs, änderten sich die Methoden archäologischer Oberflächenuntersuchungen. Was in alten Archäologentagen im Zentrum von Surveys stand, das Registrieren von archäologischen Strukturen und Kleinfunden an der Oberfläche, wird ergänzt durch andere Zugeweisen. Mauerzüge und Keramikkonzentrationen bieten nicht mehr die einzigen Hinweise auf antike Siedlungen, Scherben nicht die einzige Datierungshandhabung. Heute erlauben geophysikalische Methoden das „Durchleuchten“ von unter der Erde Verborgenen, lasertachymetrische und satellitengestützte Instrumente präzisieren das Kartografieren oder Methoden wie optisch stimulierte Lumineszenz das Datieren. Vor allem weitete sich der Blickwinkel des – stets interdisziplinär angelegten – siedlungsarchäologischen Forschens. Abseits der antiken Siedlungen werden auch das weitere geografische und ökonomische Umfeld in den Blick genommen. Sie geben Aufschluss über das Landwirtschaften in

verschiedenen Epochen, über wirtschaftliches Agieren abseits der Siedlungen, in Steinbrüchen, Mühlen, Zisternen oder Ölpresen, sowie über die Infrastruktur mit Straßen, Brücken und Aquädukten. Kurz, sie geben Antworten auf die Frage, wie der Mensch in verschiedenen Epochen mit der Natur interagierte. Wie veränderte er die Umwelt und wie beeinflusste die Landschaft Siedlungsformen und Wirtschaftsleben? Paläobotaniker und Geomorphologen assistieren hier. Letzteren gelingt es oftmals, charakteristische Erosionsspuren in der Landschaft als Folgen von Landwirtschaft sogar prähistorischer Zeit zu entschlüsseln. Menschen veränderten – und beschädigten – ihre natürliche Umwelt bereits vor Tausenden von Jahren. In heutiger Siedlungsarchäologie kommt somit eine gesamte Kulturlandschaft in verschiedenen Epochen in den Blick. Einer der Reize liegt darin, mehr über das Alltagsleben auch der antiken *ländlichen* Bevölkerung zu lernen, auch der christlichen.

Literatur u. a.: W. Tabbernee/P. Lampe, Pepouza and Tymion: The Discovery and Archaeological Exploration of a Lost Ancient City and an Imperial Estate, Berlin/New York: de Gruyter 2008.